





Rudolf Kauders

Rudolf Kauders wurde 1920 als ältester von drei Söhnen in eine Wiener Arbeiterfamilie geboren. Sein Vater war Jude und verlor nach dem „Anschluss“ seine Arbeit als Schaffner bei der Wiener Straßenbahn. Rudolf Kauders gelang im Mai 1939 die Ausreise nach England, das Studium an der Technischen Hochschule in Wien hatte er abbrechen müssen. In England wurde er 1940 als „feindlicher Ausländer“ auf der Isle of Man interniert. Im November 1943 meldete er sich freiwillig für die Britische Armee, weil er gegen Hitler kämpfen wollte. Mit einem Schiff sollte er mit anderen Soldaten nach Norwegen gebracht werden, das Schiff drehte jedoch um und fuhr nach Indien. Im August 1944 kam er mit seiner Brigade in die damalige britische Kolonie Burma (das heutige Myanmar), wo er im Kampf gegen die japanischen Besatzer eingesetzt wurde. Nach dem Krieg ließ er sich nach Großbritannien zurückversetzen, wo er seine zukünftige Frau, die wie er aus Österreich emigriert war, kennenlernte und heiratete. 1946 kehrten sie nach Österreich zurück.

... endlich gegen Hitler kämpfen

Rudolf Kauders geboren 1920 / born 1920

Rudolf Kauders was born in 1920 into a working class Viennese family as the eldest of three sons. His father was Jewish and, following the "Anschluss", lost his job as a conductor on the Vienna tramways. Rudolf Kauders had to abandon his studies at the Technical University and managed to emigrate to Great Britain in May 1939. Once there, he was detained on the Isle of Man as an "enemy alien" in 1940. In November 1943 he volunteered for the British Army so that he could fight Hitler. A ship was supposed to be taking him and his fellow soldiers to Norway, but it changed course, taking them instead to India. In August 1944 he and his brigade arrived in the former British colony of Burma (present-day Myanmar), where he was deployed in the fight against the occupying Japanese forces. After the war, he requested that he be posted back to Great Britain, where he met and married his wife, a fellow Austrian emigrant. In 1946 they returned to Austria.

Rudolf Kauders ist nicht nur ein leidenschaftlicher Erfinder und Techniker – was ihm auch im Dschungelkampf in Burma zugute kam –, sondern auch ein begnadeter Geschichtenerzähler, Karikaturist und Zeichner. Er hat zahlreiche kurze Geschichten nicht nur über seine Zeit als Soldat der Britischen Armee im damaligen Burma, dem heutigen Myanmar, sondern auch über seine abenteuerreiche Kindheit im Wiener Arbeiterbezirk Brigittenau, das Leben in Wien nach dem „Anschluss“, seine Zeit in Großbritannien und das Wiedersehen mit seiner Familie nach dem Krieg zu Papier gebracht. Das im Mandelbaum Verlag 2011 herausgegebene Buch „Donauwalzer am Irawadi“¹ erzählt die bewegte Lebensgeschichte von Rudolf Kauders anhand zahlreicher von ihm selbst verfasster Anekdoten. Wir danken Lilian Kauders und dem Mandelbaum-Verlag für die Erlaubnis zum Abdruck ausgewählter Passagen daraus.

Kindheit in Wien

Obwohl Rudolf Kauders in ärmlichen Verhältnissen aufwächst, verbringt er glückliche und oft auch aufregende Kinder- und Jugendtage im Wien der Zwischenkriegszeit. Vor allem mit seinen beiden jüngeren Brüdern Hermann, genannt Humschi, und Paul sowie mit seinen Cousins verbringt er viel Zeit in den Straßen und Gassen der Großstadt und auch an der nahen Donau, wo die Bubenbande so manches Abenteuer erlebt. Die von ihm verfassten kurzen Erzählungen über ihm in Erinnerung gebliebene Ereignisse geben einen sehr anschaulichen Eindruck davon.

Für uns Kinder war es leicht, auf den waagrechten untersten Stahlträgern der Nordwestbahn-Brücke das Überschwemmungsgebiet² und die Donau zu überqueren. Manchmal kletterten wir auf einen der steinernen Brückenpfeiler hinunter und köpkelten von dort ins Wasser. Wenn wir verhindern konnten, von der starken Strömung abgetrieben zu werden, schwammen wir zurück zum Brückenpfeiler, kletterten wieder auf diesen hinauf und sonnten uns auf dessen vorspringender flacher Oberfläche. Eines Tages beschlossen wir, die Überquerung durch ein großes, vorne offenes Rohr unten im Gestänge zu versuchen. Sein Durchmesser betrug etwas mehr als einen Meter.

¹ Rudolf Kauders, *Donauwalzer am Irawadi. Exil in England, Kampf in Burma, Rückkehr nach Wien*. Hrsg. v. Lilian Kauders und Tanja Gausterer, Wien 2011.

² Das Überschwemmungsgebiet der Donau befand sich im Bereich der heutigen Neuen Donau und Donauinsel, die beide erst in den 1970er-Jahren im Rahmen einer Donauregulierung zum Hochwasserschutz angelegt wurden. Die Nordwestbahn-Brücke wurde 1964 durch die heutige Nordbrücke ersetzt.

Es kostete mich einige Überwindung, in diese runde Höhle zu steigen, in der es bereits einige Meter vom Einstieg entfernt stockfinster war. Schon etwa fünf Minuten später kehrten wir ziemlich entmutigt um, beschlossen aber diese Rohrbegehung mit einer Taschenlampe noch einmal zu versuchen. Am nächsten Tag wollten wir noch nicht so recht, am übernächsten aber kehrten wir zu dieser gruseligen Röhre zurück.

„Der Älteste ist vorn, der Jüngste kommt zum Schluss“, klärte mein Cousin Hermann die Rangfolge, doch Humschi protestierte: „Ich traue mich nicht ganz hinten zu bleiben.“ Also tauschte ich meine Position mit ihm und bildete die Nachhut, während Hermann, der Größte, uns anführte. Nach einer kurzen Lagebesprechung darüber, ob wir in diesem langen Rohr einen Schatz entdecken würden und wie der nachher redlich zu teilen sei – schließlich erschien es uns als die gerechteste Lösung, dass nicht jeder von uns, sondern jede Familie den gleichen Anteil bekommen sollte –, vergatterten wir uns, insgesamt fünf Knaben, am Hubertusdamm beim Ende der Nordwestbahnbrücke. Hermann war der einzige, der eine funktionierende Taschenlampe besaß. In der von Humschi und Kurti waren die Lämpchen zerbrochen, die von Paul hatte einen gravierenden Wackelkontakt und bei meiner war die Batterie einfach zu schwach.

Schweigend krochen wir nacheinander in die schwarze Öffnung. Schon nach wenigen Minuten drehten wir uns immer häufiger nach dem nur noch als kleines diffuses Fleckchen Helligkeit erkennbaren Eingang um. Humschi wimmerte und stieß mit seinem Kopf ständig gegen Hermanns Hinterteil, so sehr drängte er nach dem Lichtschein der Taschenlampe vor ihm. Hermann wollte sie ihm gerade überlassen, da erzitterte die Röhre und ein Höllenlärm drang von allen Seiten auf uns ein. Ein Lastzug donnerte knapp über unseren Köpfen über die Brücke. In diesem Augenblick wurde es noch dazu ganz finster, denn Humschi und Kurti drehten sich um und krochen verkehrt weiter, um wenigstens das tröstende Lichtpünktchen des Rohranfanges im Auge zu behalten. Auf einmal flüsterte Hermann: „Pst! Halt! Da ist was!“ Er war mit dem Fuß in etwas Weiches, Großes gestoßen. Kurti kroch auf Händen und Füßen wimmernd Richtung Ausgang zurück. Ich hörte das schabende Geräusch seines Körpers. Humschi prallte auf seiner Flucht mit seinem Kopf gegen Pauls Nase. Nun weinten die beiden. Paul floh zuerst verkehrt zum rettenden Ausgang, dann drehte er sich um und folgte seinem jüngeren Bruder, was einen neuerlichen Zusammenstoß zur Folge hatte. Die drei Buben blieben in der Röhre stecken. Alles spielte sich vor meinen Augen ab, die allerdings



Die Mutter von Rudolf Kauders
mit Cousin Robert, 1919



Rudolf Kauders (links) mit seinen
Brüdern Hermann, genannt
„Humschi“, und Paul



Rudolf Kauders (rechts),
hier etwa mit 14 Jahren,
mit Freunden in der
Realschule Vereinsgasse



Rudolf Kauders im Alter
von 10 Jahren

in der Finsternis das Geschehen nur vage wahrnahmen. Ich versuchte tastend, das Knäuel zu entwirren, stumm und atemlos vor Schreck und Angst zog ich an Armen und Beinen und erwischte auch ein Ohr. Endlich lockerte sich die Verstopfung, eine heisere Stimme ertönte hinter uns. Meine Hände und Beine waren plötzlich wie gelähmt. Ich blickte nach hinten, ein Zündholz flackerte auf und eine Petroleumlampe erhellte die Röhre. „Was ist denn da los?“, brummte eine tiefe Stimme. Im Rohr tönte es wie aus einer Posaune. Keiner von uns war in der Lage, etwas zu antworten, nur Cousin Hermann stotterte schließlich vor sich hin: „Wir ... wir woin ... wir woin über die Donau, auf die andere Seite, zum Handelskai.“ – „Is oben gesperrt?“, dröhnte die Bassstimme gallig scharf. Als keine Antwort kam, polterte die Stimme weiter: „Hinaus mit euch! Weg da! Da unten drin hat niemand was verloren, verstanden? Und merkt euch das: Nicht reden! Kein Wort! Zu keinem Menschen! Sonst ...“ Die letzten Worte verschlang die Dunkelheit, als ich verstört aus dem Rohr purzelte. In einiger Entfernung saßen eng umschlungen die andern Buben, die schon vor mir ins Freie getaumelt waren. Roststaub vermischt mit Schweiß und Tränen verlieh ihren Gesichtern einen erschreckenden Ausdruck. Zu schwach und müde, um sofort davonzulaufen, packten wir unseren Proviant aus, den wir völlig geistesabwesend verzehrten. Schließlich hielten wir es nicht länger aus und zogen Richtung Hannovermarkt, wo wir glücklicherweise unseren geliebten Onkel Kurti antrafen. [...]

Abschied von Wien

Die unbeschwerten Tage seiner Kindheit und Jugendzeit finden mit dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 ein abruptes Ende. Sein Vater, der Jude ist, verliert seine Arbeit und wagt sich aus Angst vor den Nationalsozialisten nicht mehr auf die Straße. Die Wohnung der Familie wird von einem Nachbarn arisiert und die Familie muss in eine feuchte kleine Wohnung in einem alten Stallgebäude im 2. Bezirk umziehen. Von nun an muss der Vater schwere Zwangsarbeit im Raum Wien verrichten. Rudolf Kauders, der im Mai 1938 noch maturieren darf, kann als so genannter jüdischer Mischling noch fast ein Jahr – wenn auch unter ständiger Angst – an der Technischen Hochschule studieren. Im Mai 1939 bekommt er ein Ausreisevisum nach Uruguay.

Meine Abreise verschob ich so lange, bis der Anfangsbuchstabe meines Namens mit dem Termin zum Einrücken auf den Einberufungsaushängen erschien.³ Am allerletzten Tag

³ Als „jüdischer Mischling“ wäre Rudolf Kauders – im Gegensatz zu Juden – in die Wehrmacht eingezogen worden.



Rudolf Kauders' Bruder Paul, 1937



Rudolf Kauders' jüngster Bruder
Hermann am Handelskai,
Frühjahr 1938

Eines der Zeugnisse von Rudolf Kauders von der Technischen Hochschule in Wien, März 1939

nahm ich endlich Abschied. Der liebe, gütige protestantische Pfarrer Hedenquist⁴ hatte mir die Möglichkeit verschafft, in Uruguay bei der Rodung des Urwaldes zu helfen. Eine Fluchtmöglichkeit, die mein noch immer etwas kindischer jüngerer Bruder Humschi dazu benutzte, Witze auf meine Kosten zu machen, indem er den Ruf eines Urwald-Papageis nachahmte: „Ur-ur-ro!“, was „Urwald (in) Uruguay roden!“ bedeuten sollte. Er verwendete die Abkürzung, weil unsere Mutter uns eindringlich davor gewarnt hatte, von meinem künftigen Domizil ein Sterbenswörtchen zu erwähnen. Doch ich konnte nicht lachen, betrachtete mit einem seltsamen Gefühl die einzige Briefmarke aus Uruguay in meiner Sammlung. Denn so sehr ich in meiner Kindheit stets von weiten Reisen geträumt und am liebsten Expeditionsberichte in den Dschungel gelesen hatte, wollte sich nun keine rechte Freude, keine rechte Abenteuerlust einstellen. Als ich von dem niedrigen Lebensstandard, der hohen Arbeitslosigkeit und der dort weit verbreiteten Armut gelesen hatte und noch mehr bedrückt war, spendete mir mein Vater lachend Trost: „Mach dir nichts draus. Viel ärger als in Zwischenbrücken⁵ wird's dort auch nicht sein.“

Meine große Reise trat ich in einer kurzen weißen Leinenhose mit leichtem Gepäck an. Auf dem Rücken trug ich den Rucksack, den meine Mutter aus einem alten Matratzengradel⁶ und Hosenträgern geschneidert hatte. In der linken Hand hielt ich den gelben hölzernen Geigenkasten, mit der rechten schob ich mein Fahrrad, einen kleinen rotbraunen Koffer aus Vulkanfiber⁷ aus imprägniertem Pappendeckel mit Krokodillederprägung auf dem Gepäckträger.

Als erste Zwischenstation wählte ich Köln, geleitet von der fixen Idee, einmal dessen Dom zu sehen. Außer diesem Blick vom Turm dieser majestätischen Kathedrale auf die im Sonnenlicht glänzende Stadt hinunter habe ich alles vergessen bis zur Grenzstation Venlo⁸. Dort, mitten in der Nacht, ich saß in einem vorderen Waggon, plötzlich leer wie der ganze Zug, erschienen die Zollbeamten und Kontrolleure. Nicht zu unterwürfig zeigte ich meine Erlaubnis für eine kurze Studienreise nach England, die mir mein Mathematikprofessor organisiert hatte. Mein Ausreisevisum für Uruguay würde ich erst für die

⁴ Der schwedische evangelische Priester und Missionar Dr. Göte Hedenquist (1907–1996) war von 1936 bis 1940 der Leiter der Schwedischen Mission in Wien. Diese Institution, ursprünglich gegründet zu Zwecken der Missionierung von Jüdinnen und Juden, unterstützte während der NS-Zeit rund 3.000 Menschen jüdischen oder ehemals jüdischen Glaubens bei der Ausreise aus Österreich.

⁵ Stadtteil in Wien, der sich über Teile des 2. und 20. Bezirkes erstreckt, in dem Rudolf Kauders aufgewachsen ist.

⁶ Mit Gradel oder Gradl wird ein festes Gewebe aus Leinen und Wolle bezeichnet.

⁷ Aus Zellulose erzeugter Kunststoff, aus dem früher unter anderem auch Koffer hergestellt wurden.

⁸ Stadt in den Niederlanden.

Einreise nach England brauchen. Meine Hand zitterte – die Einberufungsfrist war mit diesem Tag abgelaufen –, während die Beamten mir die Papiere zurückgaben und sagten, die zweite Kontrolle, die politische, würde gleich nachkommen. Ich wurde bleich, damit hatte ich nicht gerechnet.

Als sie weg waren, öffnete ich die Tür, sprang mit meinem Kofferchen aus dem Waggon, rannte gebückt, dicht neben dem Zug, stolpernd und keuchend, vorbei an der riesigen Schnellzuglokomotive und weiter, inmitten des Gewirrs von Geleisen. Weiter, weiter in die Nacht hinein.

Ein schwacher Lichtschein leuchtete im Nebeldunst. Dort eilte ich hin. Es war ein Bahnwärterhäuschen. Ich klopfte an. Der Puls hämmerte am Hals, an den Schläfen. Eine Tür wurde geöffnet. Ich taumelte in einen hellen Raum, der voll mit Kindern war. „Ist das hier schon Holland?“, keuchte ich. Der Bahnwärter nickte. Erleichtert sank ich auf einen Sessel und bekam eine warme Mahlzeit. Dankbar leerte ich meine Taschen und häufte alle meine Münzen auf der Tischplatte auf. Der Bahnwärter und seine Frau wollten das Geld nicht annehmen, ich aber bestand darauf.

Glücklich verbrachte ich den Rest der Nacht im Bahnwärterhäuschen und machte mich am nächsten Morgen auf sein Drängen hin auf den Weg. Mein Fahrrad und meine Geige fand ich im nächsten Bahnhof auf einem großen Haufen von übriggebliebenem Gepäck. Ich musste zur Küste, um mit der Fähre nach England zu gelangen, aber am liebsten wäre ich im Bahnwärterhaus geblieben. Mir graute ein bisschen vor der Zukunft. Doch der Bahnwärter riet mir ab, bei ihm zu bleiben. Er prophezeite mit düsterer Miene, dass die Deutsche Wehrmacht bald einmarschieren würde, und dann ginge es mir an den Kragen. Ich glaubte nicht, dass er mir das bloß deshalb sagte, um mich loszuwerden. Wie ich tatsächlich samt Fahrrad und Violine nach England gekommen bin, weiß ich nicht, mir fehlt immer noch die Erinnerung an die folgenden Tage, bis zu meiner Ankunft in Harwich.⁹ [...]

Der König und ich – Aufenthalt in England

Am 25. Mai 1939 kommt Rudolf Kauders in Großbritannien an. Dort wird er zunächst zur Landarbeit auf verschiedenen Farmen eingeteilt, bevor er im Juli

⁹ Hafenstadt in Südengland.

1940 für dreizehn Monate als „feindlicher Ausländer“ im Peveril Camp bei Peel auf der Isle of Man interniert wird – nach Kriegsausbruch hatte Großbritannien alle deutschen Staatsangehörigen auf britischem Staatsgebiet zu „*enemy aliens*“ erklärt und diese in speziellen Lagern interniert. Das Lager hat zwar Blick auf das Meer und die Sonnenuntergänge, ist jedoch von einem doppelten Stacheldrahtzaun umgeben. Die überall im Lager herrschende Langeweile versucht sich Rudolf Kauders durch die verschiedensten Unternehmungen zu vertreiben.

Jeder im Internierungslager konnte und sollte sich freiwillig eine Beschäftigung suchen, um nicht an Langeweile zu leiden und um die Versorgung zu ermöglichen. Viele „Posten“ waren bereits besetzt: Küchengehilfen, Verteiler der Mahlzeiten, Tischabräumer, Tellerwäscher, Aufräumer, Straßenkehrer, Postverteiler, und – in der kalten Jahreszeit – Heizer. Der Heizer, das war ich, musste in jedem Zimmer den offenen Kamin dauernd mit Brennstoff, meist Kohle, versorgen. Das Anzünden erfolgte mit Papier und Holzspänen.

Monatelang war ich nun schon „Chief stoker“ (Oberheizer) und tat meine Pflicht mit großer Verantwortung. Die Erfolgserlebnisse hielten mich aufrecht – die Freude an den lodernden Flammen, die Zufriedenheit der Zimmerinsassen mit der wohligen Wärme und der Stolz über mein ausgeklügeltes System, das das Ausgehen des Feuers hundertprozentig verhinderte. Zu diesem Zweck beschäftigte ich meinen besten Freund Fritz als Hilfsheizer. Seine Aufgabe war das Aufsuchen aller Räume, um den Zustand des Feuers zu beobachten. Sobald eine Feuerstelle nur mehr schwach glühte, kam er zu mir und meldete „Feuer aus“. Ich lief dann mit meinem voll gefüllten Kohlenkübel sofort dorthin, um es wieder anzufachen und um kräftig nachzulegen. Diese Arbeit hielt uns ziemlich auf Trab. Daher ernannte ich Fritz zum stellvertretenden Oberheizer und erholte mich beim bloßen Herumrennen.

Da fragte ich Fritz: „Was kannst du eigentlich?“ – „Nichts“, antwortete er mit rührender Offenheit. Ein Gedanke durchzuckte mich. „Kannst du vielleicht Haare schneiden?“ „Ich kann’s lernen. Aber nass rasieren kann ich. Das mach ich bei meinem Bart jeden Tag. Rasierschaum machen kann ich gut. Das Rasiermesser schleif ich zuerst auf einem harten, dann auf einem weichen Stein. Soll ich dich rasieren?“ – „Es geht um mehr! Wir geben das Heizen auf und eröffnen ein Friseurgeschäft.“ – „Und was würdest du dabei machen?“, fragte er. „Ich kann zeichnen, dichten und Geige spielen, aber ich hab keine



DER BLICK NACH DRAUSSEN

Der doppelte Stachel-
drahtzaun des Lagers
auf der Isle of Man,
gezeichnet von
Rudolf Kauders

Geige.“ – „Dann könntest du die Reklame übernehmen – Plakate mit Werbetext und so.“ – „Prima, du bist wirklich sehr gescheit!“, lobte ich ihn. „Aber wir haben kein Lokal, keinen Friseursalon“, meinte er enttäuscht. „Warte, ich hab’s! Der leere Imbissstand, für den Anfang ist er groß genug.“ Ich holte mir einige Töpfe und eine Schüssel aus der Küche. Zum Glück gab es auch eine offizielle Bewilligung der Lagerverwaltung, von der ich den Schlüssel für den Erfrischungskiosk nahe der Uferpromenade erhielt.

Fritz schlug mit seinem Rasierpinsel ununterbrochen Rasierschaum. Die Tür stand einladend offen. Als sich schaulustige Lagerinsassen ansammelten, enthüllte ich mein Plakat an der Seitenwand. Darauf war die Karikatur des britischen Königs mit gut sichtbaren Bartstoppeln am Kinn zu sehen, und darunter stand mit großen glänzenden Buchstaben: „Gosh, shave the chin!“ („Mann, rasier das Kinn!“) in Anspielung auf die britische Nationalhymne „God save the king“.

Der weitere Werbetext lautete: „Internierte zahl'n am Ende, wenn zufrieden, eine Spende. And for those beyond the fence: shave and haircut seven pence“ („Und für jene auf der anderen Seite des Zaunes: Rasur und Haarschnitt sieben pence“). Einige Zuschauer begannen laut zu lachen. Sogar jenseits des doppelten Drahtzaunes blieben Menschen stehen und lächelten.

Am folgenden Tag kamen drei höhere Offiziere und starrten ernst und aufmerksam auf das Plakat. Fritz verlangsamte seine Rasierschaumschlägerei, seine Miene wurde besorgt, während der Ausdruck des Obersten Ärger anzeigte. Sein Gesicht wurde rot.

Ich eilte herbei. „Hast du diesen Mist gemacht? Was hast du dir dabei gedacht?“ – „Wirksame Werbung für unseren Friseurladen ...“ – „Das ist Majestätsbeleidigung!“ – „Das habe ich aber nicht beabsichtigt. Der König rasiert sich doch auch. Und vor der Rasur hat er auch Bartstoppeln. Also ...“ – „Der Spruch da verspottet! Das Zeug muss weg!“ Ich eilte zu meinem Kunstwerk und nahm es schnell herunter, um einem eventuellen wütenden Herunterreißen zuvorzukommen.

Die drei Offiziere gingen wortlos fort. Ich hielt meine Plakatrolle in der Hand und blickte ihnen bedrückt nach. Da drehte sich der Major kurz um, lächelte und zwinkerte mir mit einem Auge zu. Meine Künstlerehre war gerettet!